

(Nachdruck verboten.)

Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Babel sah, daß die alte Dame das Kind an sich gezogen hatte, und daß es in ihren Armen weinte. Dieses Weinen ging ihm durch Mark und Bein; dieses Weinen mußte aufhören, dem mußte er ein Ende machen.

Da stieß er auf einmal einen Jauchzer aus, wie er dem Uebermütigsten nicht besser gelungen wäre, und begann in gehöriger Entfernung von der Kutscherspeitsche bärenplump und emsig Räder und Purzelbäume zu schlagen. Wenn der Atem ihm auszugehen drohte, stand er still, lockte zu der Kleinen hinüber, machte Zeichen und schnitt Geschichter, bis sie endlich in ein fröhliches Gelächter ausbrach. Ach, wie hüpfte ihm das Herz im Leibe, als er einmal wieder ihr liebes Lachen vernahm! —

Die Entfernung zwischen ihm und dem Wagen wuchs und wuchs.

Babel lief und sprang nicht mehr; er schritt nur noch, und als er am großen Berge angelangt war, erklimmte die Schimmel eben dessen steilen Gipfel. Mühsam keuchte er die Höhe hinan, und oben brach er zusammen, mit hämmernden Schläfen, einen rötlichen Schein vor den glühenden Augen. Zu seinen Füßen breitete die sonnenbeglänzte Ebene sich aus, und dort in der Ferne lag die Stadt; einzelne ihrer Häuser schimmerten schneeweiß herüber; die vergoldeten Spitzen der Kirchtürme glitzerten wie Sterne am blauen Tageshimmel. In der Richtung gegen die Stadt schlängelte sich die Straße durch die grünen Fluten, und auf der Straße glitt ein schwarzer Punkt dahin, und diesen Punkt verfolgte Babel so inbrünstig mit den Blicken, als ob das Heil seiner Seele davon abhinge, daß er ihm nicht entschwände. Als es geschah, als die Schatten der Auen den kleinen Punkt aufnahmen und ihn nicht zum Vorschein kommen ließen, streckte sich Babel flach auf die Erde und blieb so regungslos liegen wie ein Toter. Seine Schwester war ein Fräulein geworden und war fortgefahren in die Stadt. Wenn er jetzt aus Gartentor kam, mochte er nur vorübergehen; mit der Freude, nach der Kleinen auszulugen, war es nun nichts mehr. Herb und trostlos fiel der Gedanke an den Verlust seines einzigen Glückes dem Jungen auf die Seele. Gern hätte er geweint, aber er konnte nicht; er wäre auch gern gestorben, gleich hier auf dem Fleck. Er hatte oft seine Existenz verwünschen gehört, von seinem eigenen Vater wie von fremden Menschen, und nie, ohne innerste Entrüstung dabei zu empfinden; jetzt sehnte er sich selbst nach dem Tod: und wenn es einmal so weit gekommen ist mit einem Menschen, kann auch das Ende nicht mehr ferne sein, meinte er. Und steht es einem nicht frei, es zu beschleunigen? Es gibt allerlei Mittel. Man hält zum Beispiel den Atem an, das ist keine Kunst; es handelt sich nur darum, daß es lange genug geschieht. Babel unternimmt den Versuch mit verzweifelter Entschlossenheit, und wie er dabei den Kopf in die Erde wühlt, regt sich etwas in seiner Nähe, und er vernimmt ein leises Geräusch, wie es durch das Aufspringen kleiner Flügel hervorgebracht wird. Er schaut . . .

Wenige Schritte von ihm sitzt ein Rebhuhn auf dem Nest und hält die Augen in unaussprechlicher Angst auf einen Feind gerichtet, der sich schräg durch die jungen Halme anschleicht. Unhörbar, bedrohlich, grau — eine Krake ist's. Babel sieht sie ganz nah dem Neste stehen; sie leckt den lippenlosen Mund, krümmt sich wie ein Bogen und schickt sich an zum Sprung auf ihre Beute. Ein Flügelschlag, und der Vogel wäre der Gefahr entriekt; aber er rührt sich nicht. Babel hatte über der Besorgnis um das Dasein des kleinen Wesens alle seine Selbstmordgedanken vergessen: — So flieg, du dummes Tier! dachte er. Aber statt zu entfliehen, duckte sich das Rebhuhn, suchte sein Nest noch fester zu umschließen und verfolgte mit den dunklen Augen jede Bewegung der Angreiferin. Babel hatte eine Scholle vom Boden gelöst, sprang plötzlich auf und schleuderte sie so wuchtig der Krake an den Kopf, daß sie sich um ihre eigene Achse drehte und geblendet und niesend davonsprang.

Der Bursche sah ihr nach; ihm war weh und wohl zu Mute. — Er hatte einen großen Schmerz erfahren und eine gute Tat getan. Unmittelbar, nachdem er sich elend, verlassen und reif zum Sterben gefühlt, dömmerte etwas wie das Bewußtsein einer Macht in ihm auf . . . einer anderen, einer höheren als der, die seine starken Arme und sein finsterner Trotz ihm oft verliehen. Was war das für eine Macht? Unklar tauchte diese Frage aus der lichtlosen Welt seiner Vorstellungen, und er versiel in ein ihm bisher fremdes, mildevolles und doch süßes Nachsinnen.

Ein lauter Ruf: „Babel, Babel, komm her, Babel,“ weckte ihn.

Auf der Straße stand der Herr Lehrer, den einer seiner beliebtesten Nachmittags-Spaziergänge bis hierher geführt hatte, und der seit einiger Zeit den Jungen beobachtete. Er trug einen Knotenstock in der Hand und versteckte ihn rasch hinter seinem Rücken, als Babel sich näherte.

„Du Unglücksbub, was treibst Du?“ fragte er. „Ich glaube, Du nimmst Rebhühnerester aus?“

Babel schwieg, wie er einem falschen Verdacht gegenüber immer pflegte, und der Schulmeister drohte ihm:

„Mergere mich nicht, antworte . . . Antworte, rat ich Dir!“

Und als der Bursche in seiner Stummheit verharrete, hob der Lehrer plötzlich den Stock und führte einen Schlag nach Babel, dem dieser nicht auswich, und den er ohne Zuden hinnahm.

Im Herzen Habrechts regten sich sofort Mitleid und Reue.

„Babel,“ sagte er sanft und traurig, „um Gottes willen, ich hör nur schlimmes von Dir — Du bist auf einem schlechten Weg; was soll aus Dir werden?“

Diese Anrufung rührte den Buben nicht, im Gegenteil: eine tüchtige Dosis Geringschätzung mischte sich seinem Hass gegen den alten Hexenmeister bei, der ihn betrogen hatte.

„Was soll aus Dir werden,“ wiederholte der Lehrer.

Babel streckte sich, stemmte die Hände in die Seiten und sagte:

„Ein Dieb.“

5.

Die Frau Baronin kam noch am Abend desselben Tages nach Hause, aber allein. Ihre Fahrten nach der Stadt wiederholten sich jede Woche den ganzen Sommer hindurch, und man wußte bald im Dorfe, daß ihre Besuche dem Kloster der frommen Schwestern galten, mit deren Oberin sie sehr befreundet war, und denen sie die kleine Milada zur Erziehung anvertraut hatte. Das Institut stand in hohen Ehren, und als Babel hörte, daß seine Schwester dort untergebracht war, durchströmte ihn ein Gefühl von Glück und Stolz und von Dankbarkeit gegen die Frau Baronin. Er widerstand auch einige Zeitlang den Aufforderungen Binstas und der eigenen Lust, Raubzüge in den herrschaftlichen Wald zu unternehmen. Nur eine Zeitlang. Seitdem der alte Förster pensioniert und sein Sohn an dessen Stelle gekommen, war der Eintritt in den Wald jedem Unbefugten ein für allemal verboten worden. Das neue Gesetz machte böses Blut und reizte gewaltig zu Uebertretungen.

Es bildete sich eine Bande von Buben und Mädchen, lauter Gänslerkindern, deren Führerschaft Babel übernahm wie ein natürliches Recht. In kleinen Gruppen wanderten sie hinaus, lustig, kühn und schlau. Sie kannten die Schlupfwinkel und gedeckten Stege besser als selbst die Heger und gingen mit köstlichem Gruseln ihren Abenteuern entgegen, die nur auf zweierlei Weise enden konnten. Entweder glücklich heimkehren, das gestohlene Holz auf dem Rücken, mit der Aussicht auf Lob und ein warmes Abendessen, oder erwischt werden und Prügel kriegen, an Ort und Stelle wegen Dieberei, und daheim, weil man sich hatte erwischen lassen. Das letztere Schicksal traf selten einen anderen als Babel, dem es oblag, den Rückzug zu decken, und den man immer im Stiche ließ, weil man seiner Verschwiegenheit sicher war. Der Babel verriet keinen, und hätte er es getan, dem schlechten Buben würde man nicht geglaubt haben.

Sein Ruf verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Sand sich im Walde irgendeine böswillige Beschädigung vor, sie war sein Werk. Entdeckte man eine Schlinge, er hatte sie gelegt; fehlten Hühner, Kartoffeln, Birnen, er hatte sie gestohlen. Traf ihn jemand an und drohte ihm, dann stellte er

In der Drahtseilfähre.

sich und starrte ihm stumm ins Gesicht. Die alten Leute schimpften ihn nicht einmal mehr; er wäre imstande, meinten sie, einem Steine nachzuwerfen aus dem Busch. So schwarz erschien er mit der Zeit, daß die Familie Virgil förmlich in Unschuld schimmerte im Gegensatz zu ihm.

Daß Babel hundert Hände und die Kraft eines Riesen hätte haben müssen, um die zahllosen Schelmenstreiche, die ihm zugeschrieben wurden, wirklich auszuführen, überlegten seine Mitbürger nicht; er aber kam langsam dahinter, und ihn erfüllte eine grenzenlose Verachtung der Dummheit, die das Unfinnigste von ihm glaubte, wenn es nur etwas Schlechtes war. Er fand einen Genuß darin, das blöde und ihm überlegene Volk von neuem aufzubringen, und wie ein anderer im Bewußtsein der Würdigung schwelgt, die ihm zuteil wird, so schwelgte er in dem Bewußtsein der Feindseligkeit, die er einflößte. Was er zu tun vermochte, sie zu nähren, das tat er, und kamte Aufrichtigkeit nicht einmal gegen den Geistlichen im Beichtstuhl.

Die Zeit verfloss; der Sommer ging zur Neige; der erste September, der Tag des großen Kirchenfestes, kam heran. Im vorigen Jahre noch hatte sich Babel durch die Menge gedrängt, und während des Hochamtes barsüßig und zerlumpt unter den Bauernkindern gekniet, dicht an den Stufen des Altars. Heute trat er nicht in die Kirche ein; er hielt sich draußen wie die Bettler und Vagabunden, zu denen er seiner Ausstaffierung nach paßte. Sein ehemals langer grüner Rock reichte ihm jetzt gerade bis zum Gürtel und präsentierte, geplakt an allen Nähten, eine Musterkarte von abgelegten Kleidern der Virgilova in Gestalt von großen und kleinen Plüden. Das grobe Hemd ließ die Brust unbedeckt; die Leinwandhose, altersgrau und verschrumpt, war so hoch über die Knie herausgezogen, als ob ihr Eigentümer eben im Begriffe sei, durch den Bach zu waten.

Babel stand mit dem Rücken an die Planken des Pfarrhofgartens gelehnt, die Arme über den zur Seite geneigten Kopf erhoben, und sah gleichgültigen Blickes den Zug der Kirchgänger vorüberwallen. In Scharen kamen Burischen und Mädels heran; die letzteren begaben sich sofort in das Gotteshaus, die ersten blieben bei den am Weg aufgerichteten Marktständen und erwarteten, deren Inhalt musternd, das Zusammenklängen zur Predigt. Einer unter ihnen, ein kleiner, junger Mensch mit häßlichem, flachgedrücktem Gesicht, tat sich dabei durch ein auffallend prohißiges Wesen hervor. Er trug feine, halbstädtische Kleidung; an die Jacke war aus lauter Wohlhabenheit so viel Stoff verschwendet worden, daß sie sich vorne wie eine Tonne blähte und sich hinten zu einem stolzen Kakenbündel aufbauschte. Die anderen Burischen begegneten dem Dorfstutzer mit einer Rücksichtnahme, die trotz einer kleinen Beimischung von Spott den Wunsch verriet, auf gutem Fuße mit ihm zu stehen. Natürlich auch! Er war ja der Peter, der einzige Sohn des Bürgermeisters, der Erbe des größten, im besten Stande befindlichen Bauernhofes im ganzen Orte.

Das erste Glockenzeichen klang vom Turme; der Zudrang der Bevölkerung zur Kirche hatte aufgehört; hastend eilten nur noch einzelne Verspätete die Dorfstraße herab. — Ganz zuletzt, ganz allein erschien Vinska und erregte alsbald die Aufmerksamkeit des Hofstaates, der den Peter umgab.

„Sakrament!“ hieß es, „die Vinska! Was die heute schön ist! — Wie prächtig ihr das Kopfstückel steht. — Es ist von Seide, meiner Treu! — Und wenigstens sechs Röcke hat sie an. — Und wie bescheiden sie tut! O du Heilige Du!“

Jeder hatte ein böshafes Wörtlein für sie, oder ein galantes, das viel beschämender war als das böshafte. Nur der Peter schwieg und sah aufmerksam einem Vogel nach, der auf dem Schiefer des Pfarrhofgartens geseßen hatte und sich in die Luft schwang bei Vinskas Nahen. Sie war bald in der Menge verschwunden, die vor der Kirchenpforte stand. Die Burischen folgten ihr nach, und Babel hörte den einen von ihnen zum anderen sagen:

„Ich möcht nur wissen, wie der Virgil, der alte krummbeintige Lump, zu der hübschen Tochter gekommen ist?“

Der Angeredete verzog den Mund: „Und ich möcht wissen,“ erwiderte er, „wie die Tochter des Lumpen zu den schönen Kleidern gekommen ist?“

Daß sie schöne Kleider trug, hatte Babel nicht bemerkt, und von der ganzen Vinska nichts gesehen als ihre Füße oder eigentlich ihre Stiefel. — Eine halb verwischte Erinnerung an eine große Freude, an ein bitteres Leid, war beim Anblick derselben in ihm aufgetaucht, und er jann ihr nach in seiner langsamen und hartnäckigen Weise.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Wirtshaus zum Mairhäusl in der Garner Schlucht führt eine Drahtseilbahn empor zum Dörschen Wangen. Etwas primitiv in der Einrichtung, denn sie soll ja nur Prügeln zu Tal und Wahren zu Berg fördern. Daß auch öfters Menschen diesem Fahrort sich anvertrauen, hat seine zwei guten Gründe: erstens ist es strengstens von der hohen Behörde verboten — was hat sich ein Bergbauer ja um einen Akas der Bezirkshauptmannschaft gekümmert —; zweitens durchfährt man schon gemächlich in zwanzig Minuten, wozu man sonst zwei Stunden mühsamen Steigens auf elendem Felssteig braucht.

Freilich, für den, der das erstemal fährt, hat es mit der Gemütlichkeit noch seinen Haken, wenn der Fahrstuhl sich in Bewegung setzt und die Laufrollen ihre Melodie beginnen. Wie brummt das Drahtseil! so verschieden, ob man in der Mitte zwischen zwei Jöchern schwebt, oder ob man sich dem auf schwindelndem Gesteinsvorsprung ruhenden Ständer nähert, tief unten die weißschäumende Talsperre; geht über dunkler Schlucht, zwischen steilen Felswänden, und dann kriecht die Fährre wieder durchs Gebüsch und scheint den Boden zu streifen. Und zu der mit dem Gefälle wechselnden Lage des Stuhles gesellt sich ein leichtes Pendeln, wenn die Rollen vom Stützpunkt des Joches wieder mit einer kleinen Beschleunigung auf das freie, schwingende Seil übergreifen. Wer da das Gruseln nicht erlernt, der hat überhaupt kein Talent dazu, und wer es nach mehrmaliger Wiederholung dieses Vorganges nicht wieder verlernt hat, der fährt kein zweites Mal mehr mit.

Dem Holzknecht Hannes war natürlich die Fahrt so gleichgültig, als wäre er in einem Stellwagen gelegen. Denn was andere Leute als ihre Nerben zu bezeichnen pflegen, besaß er überhaupt nicht. So fuhr er täglich zweimal diese Strecke, in der Frühe mit der ersten Fuhre, auf einigen Prügeln thronend, herunter und abends hinauf. Wenn er während der Fahrt die Augen schloß, so tat er es nicht wegen der Schluchten, sondern um ein kleines Schläfschen zu machen, wie ein Weidelind, das sich unter Wiegen und Summen einlullen läßt. Oder er legte sich auf den Rücken, sein Pfeischen schmauchend, und spekulierte in den Wolkenzügen herum wie die Ritter, Hegen und Ungeheuer in raschem Werden und Vergehen dort droben einen lustigen, lautlosen Kampf führten.

Hannes hatte sich gerade in seine Wiege gesetzt, als atemlos die Lena, ein sauberes Wangener Kind anfangs der Zwanziger daherkam und flugs zu ihm hineinkletterte.

„Hannes“, nickte sie zum Gruß.

„Ja, daß du dich getraust, Lena!“ erwiderte er, ihr Platz machend, den Gruß. „Bist noch nie gefahren?“

„Nein, heute das erstemal; wenn ich nicht um sechs Uhr oben sein müßt, sah mich der Kassekasten nicht. Aber einmal muß es das erstemal sein.“

„O mein Gott, jetzt bin ich geliefert!“ sagte sie angstvoll, als der Stuhl sich in Bewegung setzte.

„Dazu bist ja mitgefahren.“

„Du Silbenstecher, mir ist gar nicht ums Lachen!“

„Desto lustiger deucht es mich!“

Sie schloß die Augen.

„Hannes!“ schrie sie auf, als die Rollen über das erste Joch glitten und drückte sich an ihn. Sie sah zu seinen Füßen, während er voll Interesse über ihrem roten Busentüchl die feinen Linien des Nackens mit dem goldenen Blondhaar studierte. Er schien ihm wie ein sonnengebräunter samtener Pfirsich, und ihn faste die Lust hineinzubeißen.

Das tat er nun gerade nicht; aber als sie wieder ängstlich sich an ihn drückte, da faste er unmerklich den Blondkopf zwischen seine schwieligen Hände und da sie nichts dagegen zu haben schien, wurde er kühner und strich ihr lieblosend die weichen Wangen.

„Läßt du mein Gesicht in Ruh!“ schreckte sie ihn auf und wendete sich mit einem strafend sein sollenden Blick nach ihm um.

„Aber Lena, wir fahren doch auf Wangen!“ Mitten über dem tiefsten Abgrund kniff er sie ins Ohr und sagte: „Oder möchtest mir lieber ein Bußl geben?“

„Auf der Stell steig ich aus!“

„Dann leb wohl, Lena!“

Aber die Lena blieb ruhig sitzen.

Plötzlich tritt die Sperrvorrichtung in Funktion, und das Fuhrwerk hält an einem hohen Ständer.

„Siehst, jetzt bleibt die Maschine stehen, damit du aussteigen kannst! — Schau, wie schlaff das Zugseil ist; es wird wohl irgendwo gerissen sein.“

„Jesus Maria! Ich weiß mir nicht zu helfen!“

„Das brauchst auch nicht. Jetzt heißt's vor allem eine Weile mit Geduld warten.“

„Das ist die Strafe Gottes für deine Dummheiten.“

„Ein Bußl wär keine Dummheit, das ist wohl ein gefeilter Gedanke. Ich komme leicht über das Sprisselwerk des Trägers da hinunter, es wäre nicht das erstemal. Da bist also du gestraft, warum hast du nicht Ja gesagt.“

„Was soll ich einmal tun?“ jammerte Lena.

„Mußt halt auch frageln,“ sagte trocken der Hannes. „Ich voran und du hinterdrein.“

„Und Hofen hab ich auch keine an!“
 „Soll ich dir meine leihen?“
 „Lieber bleib ich da sitzen, bis es Nacht ist.“
 „Auch recht; aber in der Finsternis kann man den Abstieg nicht wagen.“
 Und die Lena schlüchzte in ihr Taschentuch. Da auf einmal geht die Fahrt wieder ruhig weiter.
 „O du Gauner du!“ lachte Lena zwischen Tränen.
 „Wieg ich jetzt das Wußt?“
 „Um a Wußl fragt man nicht, das nimmt man sich zur rechten Zeit.“
 „Bin deutsch!“ sagte Gannes und befolgte die Befehlung.
 Er wurde später doch noch für seinen Uebermut bestraft; denn die Lena ist jetzt sein Weib, und nun hat wirklich sie die Hofen an. Otto Rudi.

Religion und Kultur der Chinesen.

I.

Die mythologische Entstehung der Religion.

Wenn die materialistische Geschichtsauffassung nach der die wirtschaftlichen Zustände in letzter Linie alle Formen des Gesellschafts- und Geisteslebens bestimmen, richtig sein soll, dann muß sie auch auf die Religion Anwendung finden können. Nicht nur in Form des von Engels nur kurz hingeworfenen Satzes, daß die Religion, d. h. die religiösen Gedanken, eine bloße Widerspiegelung der die Menschen beherrschenden ökonomischen Mächte in deren Köpfen seien, sondern auch in der Art, daß nicht nur die Entstehung der spekulativen Gedanken, sondern auch der weit wichtigeren praktischen Religionsübung, des Kultes, sich aus den jeweils herrschenden ökonomischen Zuständen ergeben. Die unbefangenen registrierende Völkerkunde (Ethnologie) hat zur Lösung dieses Problems durch Erforschung der Naturvölker schon vieles beigetragen, ebenso in Form der speziellen Volkskunde (Volklore), die sich mit den abergläubischen Ueberbleibseln alter Gedankengänge bei den modernen Völkern befaßt. Zum Erweise der Richtigkeit der materialistischen Anschauung kann aber auch der religiöse Zustand eines ganzen großen Volkes dienen, — der Chinesen. Das chinesische Religionswesen, so vielerlei Beeinflussungen es auch im Laufe der Jahrtausende schon ausgesetzt war, läßt seine Grundzüge, die sich von denen der sogenannten wilden Völker, insbesondere denen der schamanistischen Nachbarn im Norden, gar nicht unterscheiden, noch deutlich erkennen.

Daß die Theologie zur Erkennung des Wesens der Religion nichts beiträgt, ist erklärlich, — sie hat kein Interesse daran. Schlimmer ist es, daß auch die nichttheologischen Wissenschaften, z. B. die Geschichte, trotz der Nachweise der Ethnologie, immer noch theologischen Gesichtspunkten folgt. Man geht von der beeinflussten Meinung aus, daß etwas so Hohes, ja der denkbar höchste Begriff wie der der Gottheit, doch nicht sich entwickelt, mindestens nicht aus etwas so „Tiefstehendem“, wie das Gespenst, die Seele des Abgeschiedenen es ist, entstanden sein könne. Und so spulen sowohl in wissenschaftlichen wie in populären Werken immer noch falsche Religionsentstehungstheorien. Vorherrschend ist heute die Naturgöttertheorie, die sich in manchen Köpfen zu einer reinen Gestirngöttertheorie auswächst.

Die Naturgöttertheorie, die man mit dem Tylor'schen Ausdrucke „Animismus“ im Sinne von Geisterglaube, bezeichnet, malt sich in den Köpfen etwa so:

Die Urböcker glaubten, daß das ganze Universum mit Geistern erfüllt und belebt sei. Diese Geister „beseelen“ die Dinge und Vorgänge, also nicht bloß Steine, Bäume, Flüsse, sondern auch den Wind, den Regen, den Mliß; diese werden sämtlich nach Analogie von Menschen als Personen gedacht; sie können sich in der verschiedensten Weise in und, merkwürdig genug, auch außer ihren Naturkörpern bewegen. Die Völker solchen Glaubens sind angeblich „durchtränkt von lebendiger Anschauung der Natur, die ihnen die stärksten Gefühle ihres Lebens bewegt“. (Maurenbrecher.) „Wie aus diesen „Gefühlen“, die die Ethnologie bei den Urböckern leider niemals fand, die Götter entstanden, davon haben diese Art Theoretiker natürlich ganz merkwürdige Begriffe. Einige meinen, die Menschen hätten sich Naturmärchen gedichtet und dann aus den darin handelnden Personen Götter gemacht. Bei anderen geht das noch viel rascher. Zergewein Naturding, ein Fels oder ein Naturschauspiel am Himmel (der nach der Ethnologie dem Urmenschen ganz gleichgültig ist), ein Vulkan, haben den Sinn „naiver“ Naturmenschen bewegt, und sofort wird ohne weiteres Nachdenken der Gegenstand zum lebendigen Wesen und erhält sofort einen Namen. Man „erlebt“ den Gott.

Unhistorisch, wie sie veranlagt sind, werden solche Kompilatoren in ihren Annahmen bestärkt durch die Tatsache, daß uns aus „alten“ Zeiten, — die für die Gesamtmenschheit aber sehr junge Zeiten sind — von nichttheologischen Schriftstellern solche „Naturgötter“ tatsächlich überliefert sind, daß die Menschheit einmal in einem beschränkten Kulturkreise zwischen persischem und Mittelmeer einen Zahreszeiten-, Gestirns- und Himmelsgöttermythos gehabt hat, und die Dichter alle Kräfte der belebten und unbelebten Natur so personifiziert und allegorisiert haben. „Der

naive Mensch (?), wie das Kind (?), kennt keine leblose Natur (?). Was er sieht und hört, belebt seine Phantasie mit den Kräften menschlichen Lebens. Er sieht die Sonne sich durch den Nebel kämpfen. Das ist nicht die Sonne, das ist ein Held, der den Feind besiegt, und er jubelt ihn zu. Er sieht mit Grauen die furchtbaren Gebilde der Wolken, phantastische Ungeheuer, die den jungen Helden zu verschlingen drohen, und er empfindet die Angst und Not des Kampfes mit. . . . Aber der Frühlingsheld, die junge Sonne, treibt sie schließlich doch davon. Der Sturm ist seine Waffe. Festes Land, Grünen und Sprossen folgt seinem Sieg. . . . Der junge Held hat mit siegender Kraft das alles wieder ans Licht gebracht! So erleben die naive Menschen den Frühling“ usw. usw. (Maurenbrecher.)

In der Tat sind uns ähnliche Gedanken überliefert, aber die Ausleger der alten Mythologie und neuerdings eine Anzahl von ihr angelegter Assyriologen haben sie noch extra ganz schrecklich übertrieben. Nochmals: Das sind Kulturprodukte, — der Naturmensch weiß von solchen Poesien nichts. Als sie entstanden, bestand die Religion sicher schon Zehntausende von Jahren.

Mit Recht wendete sich deshalb Julius Rippert schon vor fast einem Menschenalter gegen den Unfuss, einen so gewaltigen, unüberschätzbaren Bildungsfaktor in der Menschheitsgeschichte, wie die Religion es ist, aus einigen Märlein abzuleiten, denen man wie einem Kautschukopfe mit einem leichten Fingerdruck eine beliebige Physiognomie geben kann. Er sagt („Geschichte des Priestertums“, II, Vorwort): „Daß der Begriff der „Religion“ in allen älteren historischen Religionen nicht gedacht werden kann ohne das unlösliche Merkmal einer Gegenseitigkeit, einer Verpflichtung, deren historischer Ausdruck der Kultgedanke ist. Den historischen Religionsbegriff anders zu definieren ist unsinnhaft; will man aber bei solcher Definition, von den historischen Tatsachen absehend, einem modernen Gedanken oder Gefühle folgen, so gelangt man zu einem Begriffe von solcher Schrankenlosigkeit, daß alles und jedes darin Raum findet. Für uns Menschen von heute und unsere Religion mag solches statthaft sein, weil wir dies seit der Geburtszeit einer Religion der Erlösung leben, die das äußere Zeichen der Beziehungen, den Kult, ihrem Wesen nach wenigstens, aufgehoben hat; aber diese Tatsache berechtigt die Wissenschaft nicht, aus dem historischen Begriff der Religion der Urzeit jene Schranken zu entfernen, die erst am Schlusse einer großen Entwicklung zu fallen begannen. Tut man das, dann öffnet die Wissenschaft von der Religion jeder Fäselei die Tore.“

Die Urreligion ist eben der Kult! Naturmärchen mögen dann später in das Reich der Götterfiguren gezogen worden und so zu Mythen geworden sein, aber in der Hauptsache ist der Mythos gar nicht Naturmythos, sondern Geschichtsmythos. Um das nur an einem Beispiele klar zu machen: Wenn Apollo die Pythonschlange besiegt, so besiegt nicht die Sonne die Wolkenwand, denn Apollo ist ebensowenig ursprünglich Sonnengott, wie die Gewitterwolke einer Schlange gleicht, sondern die Geschichte will besagen, daß ein Völkchen, dessen Gott oder männlicher Heros Apollo hieß, einen anderen Stamm besiegte und sich in den Besitz seines Landes sowie seines Orakels setzte, der sich durch Verehrung seines Gottes in (weiblicher) Schlängengestalt als ein kulturell niedriger stehender ausweist. Das stimmt ohne alle phantastischen Zusätze mit dem historischen Befund; über die Entstehung der Religion, ja selbst über die Entstehung des Delphischen Orakels erfahren wir aber durch die Geschichte nichts.

Im Mythos repräsentieren also die Götter meist die zu ihnen gehörenden Geschlechter und Völker, Städte und Staaten, die zueinander, den politischen Tatsachen entsprechend, in ein Abhängigkeits- oder Verwandtschaftsverhältnis gesetzt wurden. Wendeten sich dann die politischen Verhältnisse, dann auch die Mythen, — deshalb die großen Widersprüche in allen Mythologien. Wurde nun auf solche Geschichten noch ein Natur- oder Gestirnsmythos gepropft, dann ist freilich kein Zurechtfinden mehr. Mit vorichtigem Abstreifen des letzteren oder seiner stimmungsmäßigen Auslegung ist aber auch heute noch aus den alten Mythen manches für die Geschichte zu lernen. Für die Entstehung der Religion aber rein gar nichts.

Einen originalen Gestirnsmythos haben nur die Babylonier ausgebildet; Ägypter und Griechen haben davon einiges aufgenommen. Aber niemals haben diese Völker diese Mythen so phantastisch erklärt, wie es heute geschieht. Eine Anzahl Assyriologen hat nun den schon Jahrzehnte alten Unfuss auf die Spitze getrieben, indem sie das sehr späte, insofern der oft wechselnden politischen Verhältnisse in Babylon sehr komplizierte und widersprüchsvolle „System“ der Himmelsgötter nicht nur für uralte Weisheit ausgaben, sondern auch diese Götter und ihr System in aller Welt wiederfinden wollten. Eine Wanderung gewisser babylonischer Geschichten nach dem Westen soll mit der Ablehnung jener Verallgemeinerung natürlich nicht geleugnet werden. Jedemfalls aber haben die anderen Völker von diesem Kulturgut nur das aufgenommen, was ihrer Zivilisationsstufe entsprach; weder Phönizier, noch Juden, noch Araber der alten Zeit wurden durch die Babylonier wesentlich beeinflusst; auch die Römer kennen von ihnen nichts, nahmen erst mit der griechischen Mythologie einiges auf. Ihr eigenes System fügt sich jedenfalls dem Natur- und Himmelsgötterschema nicht, — selbst die Griechen wissen ursprünglich nichts von Planetengöttern. Selbstverständlich hatten auch die alten Deutschen von alledem keine Ahnung; trotzdem mußte sich der

alle Rede Siegfried ebenso zum Sonnrhelden umfassen lassen, wie es dem Simson und den „ehrwürdigen Patriarchen“ der Bibel schon vor mehr als zwei Jahrtausenden gegangen ist.

In trefflicher Weise charakterisiert ein Neuerer, der englische Religionsforscher John W. Robertson, die Mythen, indem er ausführt: „Mythus ist nur ein Gattungsname für eine vielfachgestaltige Klasse überlieferter Irrtümer, der wissenschaftlich nicht auf eine spezifische Quelle oder einen isolierbaren Gang des menschlichen Gemüts zurückzuführen ist, sondern der auf allen den verschiedenen Wegen entstanden ist, auf dem irrtümliche Ansichten überall entstehen können. Die Mythen lassen sich weder auf Wortvermengungsvorgänge, noch auf Geschichtserfindungen zum Zwecke der Erklärung von Naturerscheinungen, weder auf bloße Phantasieermut, noch auf überspannte Einbildungskraft in ausschließlicher Weise zurückführen. Sie entstehen vielmehr bald aus falschen Auffassungen von Naturerscheinungen und irrtümlichen Deutungen von Worten, bald aus Dichtungen und wissenschaftlichen Irrtümern, aus unentwickelter Geologie und primitiver Astronomie und Astrologie, dann wieder aus mißverstandenen Riten und dem Aberglauben, aus dem alle Riten hergeleitet sind, aus wohlverwogener Fiktion und gutgläubiger irrtümlicher Uebertragung von Erzählungen, die von der einen Persönlichkeit berichtet waren, auf die andere. Aller irrtümliche Glaube ist durchgängig unter die Mythen zu rechnen.“ Und der französische Gelehrte Clermont-Ganneau fügt noch hinzu, daß auch die Werke religiöser wie nicht religiöser Kunst der alten Zeit Quelle von Mythenbildung ist.

Wie die Historiker, so protestieren natürlich auch die Ethnologen, die primitive Völker beobachtet, gegen die mythologische Auffassung. Sie haben bei ihren Forschungen nie etwas Aehnliches entdeckt, sondern nur immer einen gewissen Geistes- und Dämonenglauben, der sich am Begriffe der menschlichen Seele emporrankt. Er führt höchstens zu einer Verehrung der Ahnen, die oft als „Großväter“ bezeichnet werden (weiter reicht die Erinnerung des Wilden eben nicht) oder eines erfolgreichen Volksführers. Die Götterentwidelung schreitet dann nur mit der historischen und kulturellen Entwicklung weiter, wie das ja der unparteiische Historiker stets auf den verschiedenen Stufen der Entwicklung feststellen kann. In Konsequenz ihrer unhaltbaren Aufstellungen müssen die Mythologien, die allen Völkern ihre Religionsideen als naturnotwendig aufzwingen, dort, wo sich nur einfachere Religionsformen — Aberglauben — vorfinden, behaupten, diese Völker seien von jener höheren Religionsstufe herabgesunken. Beweise hierfür konnten aber die Ethnologen nirgends entdecken.

Demnach sagt die derzeitige einzig wissenschaftliche, dem Grundfah der materialistischen Geschichtsauffassung entsprechende, eben die ethnologische Religionsstheorie über die Entwicklung der Religion in großen Grundzügen das Folgende:

Der Geisterglaube entwickelt sich beim Urmenschen naturgemäß aus den sinnlichen Wahrnehmungen über das im Menschen wirksame Lebensprinzip, das im Tode den Körper verläßt, das Warme, Bewegende, Kraftentfaltende, Denkende — die Seele. Er wächst sich unter der Sorge für sein Dasein, dem Druke des Kampfes mit der Natur, — die der Mensch anfangs genau so ohne alle Gedanken als gegeben hinnahm wie das Tier oder das Kind — zum Dämonen-, Ahnengeistes- und Heroenkultus aus. Alle diese geglaubten Geister waren einst Menschen, sind Verstorbenen. Der Urnensch — der ja gar kein anderes Vergleichsobjekt hat wie sich selber — glaubt ihre Tätigkeit in der Natur zu sehen. Um ihrer Feindschaft zu entgehen, ihre Hilfe zu genießen, setzt er sich mit ihnen in Verbindung durch den Kult, das ist: Pflege, insbesondere durch Untermüßigkeit und Nahrungsspende. Diese Verbindung ist das Wesen der Religion. Sie zeigt auch deutlich das Wesen der Geister — einem Baum, dem Sturm, der Sonne eine Portion Essen anzubieten, würde der einfachste Wilde für Unsinn halten; das Opfer gilt dem Geiste, den man sich in den Dingen wohnend und von da aus wirkend denkt. Phantastischen Vorstellungen ist das mangelhafte Denken, verursacht durch die vorerst noch mangelhafte Sprache, im Wege.

Die Götter sind nur derartige Geister höherer Ordnung, jedoch vom Menschen meist bewußt geschaffen. Der erste Gott war der erste Geist, der einen besonderen Priester bestellt erhielt, der ihn ganz besonders zu pflegen und zu bedienen hatte, damit er seine als ganz besonders wirksam angesehene Hilfe spende. Götter entstehen nur in größeren Gemeinschaften mit höherer Lebensfürsorge, weitausgreifender Organisation und schärferem Blick in die Zukunft. Wo unter den Göttern eines Volkes ein System herrscht, so ist das — wenn es nicht von außen eingezwungen wurde — nur die Widerspiegelung des herrschenden sozialen Systems. Wie die Klassen, die Beamenschaft gegliedert sind, so die Götter. Die komplizierteste Götterordnung konnte nur im Staate mit dem kompliziertesten Beamtenapparate entstehen. „Wie der Mensch, so sein Gott.“

Die Kämpfe der Staaten und die politischen Umwälzungen wälzten auch die Göttersysteme um, denn der siegende Gott wollte überall der herrschende sein. Der Zweck der wirklich originalen Mythologien ist in der Hauptsache: die Veränderungen im Götterreiche, die aus den Aenderungen im Staatsleben folgten, zu erklären, zu beschönigen und zu vertuschen.

Verantwortl. Redakteur: Albert Bachs, Berlin. — Druck u. Verlag:

Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.

Schachnachrichten. Der telephonische Wettkampf zwischen der Berliner Schachgesellschaft und dem Wiener Schachklub hat mit Remis geendet. Wir bringen nachstehend eine der acht Partien (1 : 1 : 6 Remisen):

Dreißpringerspiel.

Im telephonischen Wettkampfe Berlin—Wien gespielt.

G. Post (Berlin). D. Wolf (Wien).

- 1. e2—e4 e7—e5
- 2. Sg1—f3 Sb8—c6
- 3. Sb1—c3 Lf8—b4!

Mit 3. Sf6 entstände das „Dreißpringerspiel“. Der Zetzug ist für Schwarz aussichtsvoller.

- 4. Sc3—d5 Sg6—f6

In Betracht kommt 4. La5 z. B.: 5. c3, Sf6; 6. d4, ed; 7. Lg5, de; 8. bc, Sxd5 (!); 9. Lxd8, Sxc3 zc.

- 5. Lf1—c4 d7—d6
- 6. Sd5—b4 Sc6xb4
- 7. d2—d3 Le8—e6
- 8. Le4xc6

In solchen Fällen ist der Rückzug des L (nach b3 diesfalls) immer vorsichtiger, um dem Gegner keine offene f-Reihe für die Lärme einzuräumen.

- 8. f7xc6
- 9. Lc1—g5

Kaisamer war 9. c3, Sc6; 10. Db3 zc.

- 9. Sb4—c6
- 10. Dd1—e2

Ein unnützer Zug, da Weiß nicht 0—0 beabsichtigt.

- 10. 0—0
- 11. 0—0 Dd8—e8
- 12. Tf1—e1

Vorzuziehen war 12. Lxf6, Txf6;

13. Se1 nebst event. f2—f3.

- 12. De8—g6
- 13. Lg5—h4 Sf6—h5

Damengambit.

In San Sebastian am 21. Februar gespielt.

Marshall Capablanca Weiß. Schwarz.

- 1. d2—d4 d7—d5
- 2. c2—c4 c7—c6!
- 3. e4xd5

„Die Schachwelt“ empfiehlt 3. Sf3, Sf6; 4. e3. Jedoch auch hierbei kann Schwarz mit 4. Lf5! seinen Damenläufer gefahrlos ins Gesicht bringen: 5. Db3, Dc7!; 6. cd, od; 7. Sc3, e6 zc.

- 3. c6xd5
- 4. Sb1—c3

Besser Sd3!

- 4. Sb8—c6

Weiß stärker ist 4. e7—e5!

z. B.: 5. de (5. Sf3, e4; 6. Sc5, Sf6! zc) 5. d4; 6. Sc4, Da5!;

7. Sd2!, Sc6!; 8. Sf3, Lg4 zc.

- 5. Sg1—f3 Sg8—f6
- 6. Dd1—b3 e7—e6

Stärker war 6. g6; 7. Lg5, Sa5 zc.

- 7. Lc1—g5 h7—h6
- 8. Lg5—h4 Dd8—b6!

Die Verschlechterung der Bauernstellung wird durch die offene a-Reihe kompensiert.

- 9. Db3xb6 a7xb6
- 10. e2—e3

Auf 10. Sb5 folgt 10. Ta5.

- 10. Le8—d7
- 11. Lf1—b5 Lf8—b4
- 12. 0—0

Weiß stärker war Lxf6!, um dem

Gegner noch einen Doppelbauer zu

- 14. Lh4—g3 Tf8—f7
- 15. De2—e3? Ta8—f8
- 16. Kg1—h1?

Etwas besser Sd2. Weiß muß nun den Fehler sehr energisch aus.

- 16. Tf7xf3!
- 17. g2xf3 Sc6—d4
- 18. Ta1—c1 Sd4xf3
- 19. Te1—e2 Dg6—g4
- 20. c2—c3? Sh5—f4
- 21. Te2—c2 Sf3xb2!
- 22. f2—f3

Der S darf natürlich wegen 1-f beginn. 2-f nicht genommen werden.

- 22. Sh2xf3
- 23. Lg3—h2 Tf8—f6
- 24. Te1—f1 Sf3xb2
- 25. Te2xb2 Sf4—e2!
- 26. Tf1xf6 Se2—g3!
- 27. De3xc3

Sonst Sf5!

- 27. Dg4xc3
- 28. Tf6—f1 Dg3xd3
- 29. Tf1—e1 h7—h5
- 30. Th2—g2

30. Txh5?, Df3? zc.

- 30. Kg8—f7
- 31. Tg2—f2! Kf7—e7
- 32. Tf2—g2 g7—g5!
- 33. Kh1—g1

33. Txg5?, Dh3!; 34. Kg1, Dh4 zc.

- 33. g5—g4
- 34. Tg2—e2 Dd3—g3!
- 35. Kg1—f1 Dg3—h3!

Aufgegeben.

Die Partie ist von Schwarz sehr schön und glanzvoll gespielt.

machen. Schwarz benutzt nun die Unterlassung in sehr geschickter Weise, um seine Stellung zu verbessern.

- 12. Lb4xc3
- 13. b2xc3

Auch jetzt war Lxf6 vorzuziehen.

- 13. Sf6—e4
- 14. c3—c4 Sc4—c3!
- 15. a2—a4 d5xc4
- 16. Lb5xc4 Ta8xa4
- 17. Ta1xa4 Sc3xa4

Nun hat Schwarz gar einen Bauer mehr. Es ist aber ein vereinzelter Doppelbauer und reicht zum Gewinn nicht aus.

- 18. Tf1—a1 Sc6—a5
- 19. Sf3—e5 Sa5xc4
- 20. Se5xc4 f7—f6

Um auf Sd6! den Zug Ke7 zu

- haben.
- 21. Ta1—b1 Ld7—c6
- 22. f2—f3 Ke6—d7
- 23. Sc4xb6! Sa5xb6
- 24. Tb1xb6 Th8—a8
- 25. Tb6—b2 Th8—a1!
- 26. Kg1—f2 f6—f5
- 27. Lh4—g3 Le6—d5
- 28. Lg3—e5 g7—g6
- 29. Le5—g7 h6—h5
- 30. h2—h4 Ta1—a2

Wehr als Remis kann auch sonst nicht erhofft werden, trotzdem Schwarz einen Freibauer hat; denn die Läufer sind ungleicher Farbe.

- 31. Tb2xa2 Ld5xa2
- 32. e3—e4 Remis.

Die Partie hat einige interessante Momente. Unsere Glösen zu den Eröffnungszügen mögen zur Ergänzung unserer früheren Ausführungen zum Damengambit dienen

Vorwärts-Druckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.